

# Johann Jakob Hoffmann und Isaak Fäsch (1687-1778) : eine Odyssee

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **192 (2013)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Johann Jakob Hoffmann und Isaak Fäsch (1687–1778)

## Eine Odyssee

Reisen kann gefährlich sein – das hat uns gerade neulich das Schicksal der bei der italienischen Mittelmeerinsel Giglio gekenterten «Concordia» vor Augen geführt; ein Exempel bietet auch die Geschichte einer Meeres-Odyssee aus dem Jahr 1735: Isaak Fäsch trat, wie viele junge Männer, schon früh in fremde Kriegsdienste ein. Er machte rasch Karriere und wurde Adjutant Prinz Eugens (1663–1736), des erfolgreichen österreichischen Feldherrn und Staatsmannes. Später trat er in die Dienste der Generalstaaten (Holland). Nächste Station war die holländische Insel St. Eustachius in Westindien, wo er Ende 1735 den Posten eines Gouverneurs antrat.

In Begleitung einiger Soldaten und seines Sekretärs Johann Jakob Hoffmann, der später die mehr als sechs Monate dauernde Reise ausführlich beschrieben hat, trat er die Fahrt an die neue Wirkungsstätte an. Wir übernehmen den Text, so wie ihn Paul Kölner überarbeitet hat:<sup>1</sup>

«Am 19. Dezember langten wir bei besagtem Hafen an und begaben uns auf unser Schiff 'Oostrat' genannt. Seine Equipage bestand aus dem Kapitän, dem Steuermann, sieben Matrosen und drei Schiffsjungen. Das Unglück wollte, dass wir also eingeschifft am Ort blieben bis zum 10. Februar, da wegen des heftigen Unwetters kein Schiff auslaufen konnte. Als die Stürme sich endlich legten, säumte man keinen Augenblick, sich zur Abreise anzuschicken. Es war eine Flotte von 150 Schiffen, die nach allen Teilen der Welt fuhren. Gegen Abend schied man unter dem Getöse der Kanonen von einander.

Begünstigt vom Wind, hatte unser Segler nach fünf Tagen die Nordsee und die Küsten Englands und Frankreichs passiert. Auch in der Spanischen See hielt der gute Wind an, so dass wir uns für die glücklichsten Menschen der Welt schätzten, in so kurzer Zeit fortzukommen und keinem einzigen Seeräuber von Marokko zu begegnen, die sonst auf der Höhe von Madeira kreuzen. Auch weiterhin blieben uns Wind und Wetter hold, und wir hofften bei so guter Fahrt bald in Sicht von Land zu kommen. Es würde auch nicht gefehlt haben, wenn wir erfahrenere Schiffsoffiziere an Bord gehabt hätten. Da diese gottlosen Schelme aber befürchteten, allzufrüh auf St. Eustach anzukommen, fanden sie es für gut, sich nordwärts zu wenden, um die Reise zu verlängern und dadurch ihren Sold zu vermehren.

Nach vierzehn Tagen waren wir höchst verwundert, noch nirgends Land zu ersehen. Wir redeten darüber mit dem Kapitän und dem Steuermann; allein sie antworteten uns trotziglich, wir hätten uns nicht in ihr Amt einzumischen. Dergleichen Worte nimmt man zur See nicht so genau, denn weil die Seefahrer allzumal Trunkenbolde sind, so fragen sie auch der Höflichkeit nicht viel nach. Nach Sonnenuntergang stiegen Kapitän und Steuermann auf den grossen Mastbaum, um selbst Ausschau zu halten. Sie kamen beide sehr bestürzt herunter, weil sie weder Sand noch Land erblickt hatten. Das bekümmerte uns nicht wenig. So gingen wieder zwei Tage vorbei ohne Anzeichen von Land. Auf unser Drängen bekannte der Kapitän,

sich nicht mehr recht auszukennen, wir seien wohl zu weit nordwärts gefahren. Der Gouverneur Philips konnte sich nicht enthalten, ihm und dem Steuermann derb die Wahrheit zu sagen; er schalt sie untauglich, auf See ein Kommando zu führen, wohl aber seien sie des Galgens wert. Das Schimpfen half uns aber nichts. Vielmehr galt es, uns so gut als möglich aus dem Sumpf zu ziehen. Lebensmittel und Wasser fingen an zu mangeln, obschon wir seit acht Tagen uns und das übrige Volk auf eine Tagesration von einem Schoppen Wasser gesetzt hatten. So konnten wir es nicht wagen, ohne Wasser und Proviant die Gegend zu verlassen, aus Besorgnis, in die grosse Windstille auf dem Meer zu geraten und elenderweise umzukommen. Andererseits war es gewagt, auf einer der spanischen Inseln zu landen, in deren Nähe wir uns befinden mussten, da wir zu gewärtigen hatten, von Seeräubern angegriffen oder von den Einwohnern von Puerto Rico gefangen genommen zu werden. Nachdem wir darüber beraten, ging der Beschluss doch einhellig dahin, zu versuchen, auf Puerto Rico einige Fässer mit Wasser zu füllen, koste es, was es wolle.

Den 6. Mai langten wir glücklich auf der Mittageite vor dieser Insel an, die eine der schönsten ist, welche die Spanier in dieser Gegend haben. Sie ist aber sehr schlecht angebaut, da sie der gemeine Aufenthalt der Freibeuter und dergleichen Gesindels ist, das zur Arbeit wenig taugt und sich lediglich vom Rauben nährt. Um uns so wenig als möglich bemerkbar zu machen, blieben wir eine halbe Meile vom Land ohne Anker zu werfen, fertigten ein Boot mit einem Unteroffizier und fünf Mann ab. Als das Schifflin zu Land gekommen, stiessen unsere Leute auf etliche bewaffnete Spanier, verstärkt durch eine Schar Schwarzer. Unser Korporal brachte seine Bitte vor. Aber der Anführer der Spanier erklärte, dass wir weder Lebensmittel, noch Wasser von ihm zu erwarten hätten. Es sei Gebot des Königs, keinem fremden Schiff Aufenthalt und Proviant zu gewähren. Gleichwohl gab er unsern Gesandten, die vom starken Rudern sehr erhitzt waren, einen Zuber voll Wasser, etliche Feigen und andere Früchte. Unverrichteter Dinge kehrten unsere Leute an Bord zurück, und uns blieb nichts anderes übrig, als weiter zu segeln. Andern Tags traf uns ein neues Verhängnis, indem ungefähr vier Meilen von Puerto Rico das Schiff durch ungeschicktes Steuern auf einer Sandbank festfuhr. Nachdem wir uns vom ersten Schrecken erholt hatten, bemühten wir uns, das Schiff wieder in Bewegung zu bringen. Wir warfen alles Eisenwerk ins Meer. Die Geschütze legten wir von einem Bord auf das andere, um das Schiff bald auf diese, bald auf jene Seite neigen zu machen. Nach fünf Stunden angestrengtester Arbeit gelang es uns, das Fahrzeug wieder flott zu bekommen. Da wir fast kein Trinkwasser mehr hatten, blieb uns nichts anderes übrig, als das nächste Land anzulaufen. Das war die Insel Mona, vor der wir am 8. Mai, gegen Mitternacht anlangten. Ich setzte mich mit dem Gouverneur Philips in ein Boot, um beim Mondschein auf den Schildkrötenfang zu gehen; doch konnten wir wegen der starken Brandung nicht landen. Wir verschoben unsern Anschlag auf die Tagesfrühe. Das unbewohnte Eiland mit aller Gattung Früchte und Getier lockte uns sehr, auf die Jagd zu gehen. Ich war der erste an Land mit unsern Bedienten; die andern folgten nach. Wir erlabten uns an den köstlichen Früchten, und da jeder mit einer guten Flinte versehen war, fiel die Jagd sehr reich aus, besonders an Geflügel. Aber vergeblich suchten wir nach Wasser. Schliesslich

entdeckten wir einen Tümpel, in dem ein toter Ochse lag. Aus der Not eine Tugend machend, tranken wir von der schlechten, halb salzigen Flüssigkeit.

Mittlerweile war es Zeit, sich wieder an Bord zu begeben. An alle Matrosen und Soldaten erging der Befehl, sich nicht zu verweilen. Indem erhob sich unter ihnen Händel, da sie eben in die Boote steigen sollten, so dass sie sich eine halbe Stunde lang nach Lust miteinander prügelten. Die Soldaten blieben Meister, jagten die Bootsknechte zu Schiff und folgten ihnen alsobald nach. An Bord wollte das Schiffsvolk den Streit von neuem beginnen; doch gelang es, die Mannschaft zu beschwichtigen. Den Matrosen befahl der Kapitän, vor Tagesanbruch wieder an Land zu gehen, um Wasser zu holen; nur zwei Schiffsjungen blieben zur Bedienung des Schiffes zurück. Beim Morgenessen fragte man den Kapitän, warum er dies getan, ob er nicht daran gedacht hätte, wir könnten von Ungewitter oder Seeräubern überrascht werden. Aber er machte sich nichts aus unsern Sorgen, bis das Unglück da war. Denn wie ich nach dem Morgenimbiss auf Deck spazierte, erschien in der Ferne ein Segel, das mit vollem Wind auf uns zukam. Dies machte unsern Kapitän ganz bestürzt. Er ward bleich wie der Tod. Wir feuerten einen Kanonenschuss ab, unsere Mannschaft herbei zu rufen, um uns unter Segel zu wehren, falls man uns angreifen sollte.

Unterdessen nahte das fremde Schiff mit halbem Segel und liess die englische Flagge wehen, um uns recht zu hintergehen. Als es unsere Schwachheit merkte, und sah, dass die am Ufer Weilenden wegen der starken Flut nicht rasch genug zu Hilfe kommen konnten, stellte es sich einen Kanonenschuss vor uns, änderte die englische Flagge in die spanische und brannte gleichzeitig seine Geschütze auf uns ab. Wir erkannten nun, dass wir es mit einem Freibeuter zu tun hatten. Er schickte sich an, uns die zweite Ladung zu geben. Da wir nur neun Mann an Bord waren, blieb uns nichts andres übrig, als unsere Flagge zu streichen und uns den furiosen Bösewichtern gefangen zu geben. Der Spanier hatte bei 95 streitbarer Männer an Bord, deren man ein Teil bei uns für Teufel ausgab. Sie stiegen auf unser Schiff, brachen alle Kisten und Koffer, raubten und plünderten nach Belieben, warfen alles Schiffszeug, Briefe und Papier ins Meer, zogen uns bis auf das Hemd aus und zwangen uns, auf ihr Schiff überzugehen.

Nachdem uns der Freibeuter vierzehn Tage lang auf seinem Schiff behalten, wo wir von den Läusen und Ratten halb gefressen wurden, setzte er uns bei der Insel San Domingo an Land. Unter Bedeckung von zehn bewaffneten Eingeborenen mussten wir nun nach der Stadt San Domingo marschieren, die vierzig Meilen von unserem Landungsplatz entfernt lag. Ich hatte nichts auf mir als ein blaues Hemd, leinene Hosen und einen Strohhut, aber weder Strümpfe noch Schuhe. Zu unserer Zehrung gaben uns die Spanier nichts als ein paar halbfaule Maniokwurzeln, die in jenem Land als Brot dienen. Mit diesem kläglichen Vorrat schickten sie uns fort. Das waren ja Schelme!

Den ersten Tag überstiegen wir einen hohen Berg, was ein hartes Stück für mich bedeutete, da ich niemals barfuss gegangen war. Es kam mich umso schwerer an, es zu lernen, weil die Erde sehr brannte und die Wege rauh und hart waren. Nach fünf Tagesmärschen langten wir vor der Stadt an. Meine Füße waren entsetzlich zugerichtet, hoch geschwollen und von kleinen giftigen Tierlein zerstoichen.

Man führte uns nun in den Palasthof des Gouverneurs und gab uns Wasser zur Erquickung. Hernach brachte man uns auch etliche Platten frischen Fleisches und Reis, bis wir genug hatten. Während wir es uns schmecken liessen, kam der Gouverneur mit seinen Offizieren. Ich machte einem hohen Offizier ein Kompliment, redete ihn auf französisch an, das er verstand, gab mich für einen Anverwandten des Gouverneurs Fäsch aus und erzählte ihm mein Unglück. Er bemitleidete meinen Zustand sehr, liess mich in sein Haus führen, verschaffte mir alle Bequemlichkeiten und die notwendigen Arzneimittel zu meiner Genesung. Auch liess er mir Kleider machen, dass ich mich zeigen durfte.

Nach zwei Tagen langten auch die Gouverneure Fäsch und Philips an: sie waren, ihrem Rang entsprechend, von Anfang an gut behandelt worden und wurden vom spanischen Befehlshaber mit aller Auszeichnung empfangen. Er bedauerte ihr und mein Missgeschick und liess es an nichts fehlen, um uns so bald als möglich nach unserer Insel St. Eustach gelangen zu lassen. Von ihm mit einem Geleitsbrief versehen, verliessen wir nach vierzehn Tagen San Domingo. Wir mussten uns leider einem alten Kasten anvertrauen, da wir kein anderes Schiff haben konnten. Kaum waren wir in See gestochen, so überfiel uns ein furchtbarer Sturm, dass wir uns jeden Augenblick des Todes versahen. Zum Glück trieb uns der Wind von der Küste weg, sonst wären wir unfehlbar gestrandet. Mit Mühe und Not ging unsere Fahrt von dannen; oft war das Schiffsvolk Tag und Nacht mit Pumpen beschäftigt, da das Schiff im Sturm ein Leck erhalten hatte. Nicht genug daran, kam uns neuerdings ein spanischer Seeräuber in die Quere. Als wir ihm aber unsern Geleitbrief vorwiesen, respektierte der Freibeuter diesen so sehr, dass er uns sogar Lebensmittel verehrte, die er eben zuvor einem gekaperten englischen Schiff abgenommen hatte. Ja, wir mussten sogar auf seinem Schiff speisen. Die Mahlzeit wurde aber unterbrochen wegen eines Schiffes, das sich in der Ferne zeigte. Unser Gastgeber fuhr eiligst davon, um auf dasselbe Jagd zu machen.

Endlich am 29. Juni 1736 landeten wir glücklich auf St. Eustach, das wir so lange gesucht hatten. Man hatte uns für verloren gehalten. Unbeschreiblich war die Freude, mit der uns die Einwohner empfingen. In Begleitung des Rates und der bewaffneten Einwohnerschaft führte man uns in die Festung, wo unter Kanonendonner die Bürgerschaft dem neuen Gouverneur Fäsch den Eid der Treue ablegte.»

#### Anmerkungen

- 1 Paul Kölner: Irrfahrten zweier Basler, in: ders., Anno dazumal. Ein Basler Heimatbuch, Basel: Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, 1929, S. 394–400.